

Pionierin ohne Pardon

Die Kunsthalle Wien widmet der kroatischen Künstlerin und wichtigen feministischen Stimme, Sanja Iveković, eine gelungene Werkschau: Jahrzehnte eines intensiven und trotzdem humorvollen Kampfes für Gleichberechtigung.

Katharina Rustler

Eine ältere Dame schimpft in die Kamera, „skandalös“, ruft sie. In Talkshows echauffieren sich prominente Gäste, Politikerinnen müssen Stellung beziehen. Die Rede ist von einer Diskussion, die 2001 kurzzeitig die Öffentlichkeit in Luxemburg in Atem hielt. Auslöser war die Statue *Lady Rosa of Luxembourg*, die von Sanja Iveković als Replik des Kriegerdenkmals *Gëlle Fra* (*Goldene Frau*) unweit des Originals temporär aufgestellt worden war. Veteranen protestierten, sogar die Kulturministerin wurde zum Rücktritt aufgefordert.

In der Version der Künstlerin wurde nämlich die vergoldete Frauenfigur – mit der sie keine Allegorie abbildete, sondern der politischen Aktivistin Rosa Luxemburg gedachte – nicht nur mit hochschwangerem Bauch dargestellt, sondern auch die Namen der Nationalhelden am Sockel mit teilweise abwertenden Bezeichnungen für Frauen ersetzt: „Madonna, virgin, whore, bitch“. Die intendierte Frage: Wo findet man Frauen in historischen Narrativen, und wie werden sie repräsentiert beziehungsweise benannt?

Harter Tobak mit Witz

Die Arbeit im öffentlichen Raum zählt zu den prominentesten Werken der kroatischen Künstlerin, der die Kunsthalle Wien nun die umfassende Retrospektive *Works of Heart* widmet. Darin läuft Videomaterial zu *Lady Rosa of Luxembourg* in Endlosschleife, Material in sechs vollen Aktenordnern dokumentiert den Vorfall. Seit den 1970er-Jahren verknüpft die Künstlerin sozialen Aktivismus mit ihrer künstlerischen Praxis, wobei sie Medien wie Film, Fotografie und Collagen verwendet. Die Form ist nie ganz festgelegt.

1949 in Zagreb geboren, setzte sich Iveković früh für Geschlechtergerechtigkeit ein und galt als eine der ersten Künstlerinnen aus dem

ehemaligen Jugoslawien, die eine dezidiert feministische Position vertrat. Mit ihrer kompromisslosen Arbeit galt die Pionierin einer Generation an Künstlerinnen und Kuratorinnen als Vorbild. Inhaltlich sind ihre Werke harter Tobak und drehen sich oft um (Staats-)Gewalt und (meist männlichen) Missbrauch,

wobei sie sich stets auf reale Geschehnisse beziehen. Fünfmal stellte Iveković auf der Documenta aus, das Museum of Modern Art in New York widmete ihr eine Soloschau.

Den Boden in der Kunsthalle bedecken rote, zusammengeknüllte Zettel, auf denen Iveković den Schattenbericht zu geschlechtsspe-

zifischer Gewalt gegen weibliche Geflüchtete 2022 in Österreich gedruckt hat. Die Zahlen sind schockierend. Als Flugblätter mitgenommen sollen sie auch außerhalb des Kunstraums für Aufmerksamkeit sorgen – ein Projekt, das die 73-Jährige laufend aktualisiert und an den jeweiligen Ausstellungsort anpasst.



Foto: Sanja Iveković / Gallery 1 Mira Madrid

Suche nach einer verlorenen Geste: In der Fotoserie „Die Echte. Perlen der Revolution“ kombiniert Iveković ein historisches Bild von Partisaninnen mit einer aktuellen Nachahmung, die auf Modefotografie basiert.

Auch die zentrale Installation *Frauenhaus* erweitert Iveković seit 1998. Unzählige Sockel stehen wie Mahnmale im Raum und tragen weiße Gipsmasken. Diese nimmt die Künstlerin Gewaltopfern aus Notunterkünften und Anlaufstellen für Frauen auf der ganzen Welt ab und hört deren Geschichten an. Somit gibt sie den anonymen Frauen ein Gesicht und mit schriftlichen Protokollen auch eine Stimme.

Umgedrehte Manipulation

Die Kombination aus Text und Bild ist omnipräsent in Iveković' Werk. Oft arbeitet sie auch mit harten Kontrasten und bringt Werbungen aus Modemagazinen sowie reale Schicksale zusammen: Dann druckt sie Steckbriefe missbrauchter Frauen auf Plakate von Models mit Designersonnenbrillen – und legt so manipulative Strategien von Massenmedien und Werbungen offen, um sie bewusst wieder zu brechen. Ein Teil dieser Serie soll auch in Kooperation mit der Brunnenpassage am Wiener Yppenplatz im öffentlichen Raum gezeigt werden.

Die Arbeiten der Künstlerin sind wie eine Chronik der letzten Jahrzehnte des ehemaligen Jugoslawiens und dessen Wandel zu lesen: Zu ihren provokantesten Werken zählt die Performance *Dreieck*, die 1979 während eines Staatsbesuchs von Tito in Zagreb stattfand. Die damals 30-Jährige widersetzte sich der Forderung, sich von Balkonen und Fenstern zur Straße hin fernzuhalten, durch die der Autokorso mit dem jugoslawischen Präsidenten fuhr. Iveković saß rauchend auf ihrem Balkon, trank Whiskey, las *Elites and Society* des Soziologen T. B. Bottomore und tat so, als ob sie masturbieren würde. Der Besuch der Polizei beendete ihre Performance.

Trotz aller Ernsthaftigkeit weht durch dieses gewaltige Werk immer auch eine Brise Humor. Bis 12. 3.

Das Schweigen über die Jenischen

Beim Jenischen Kulturtag in Innsbruck wurde klar: Der Prozess der Anerkennung als Volksgruppe ist ins Stocken geraten

Ivona Jelcic

Vor fast dreißig Jahren wurden die Roma in Österreich als Volksgruppe anerkannt. Der Weg dorthin könnte Vorbild für den Anerkennungsprozess der Jenischen sein. Doch diese fühlen sich von der Politik hingehalten und ignoriert. Gibt es ein jenisches Europa, und wenn ja, wo liegt es? Eine Spurensuche der Schweizer Filmemacher Andreas Müller und Simon Guy Fässler führt nach Kärnten, in den Nordosten Frankreichs und nach Graubünden, in den Alltag jenischer Familien und einer transnationalen Minderheit. Müller und Fässler haben Ausschnitte ihres Dokumentarfilms *Ruäch*, der 2023 in die Kinos kommen soll, nach Innsbruck mitgebracht, auch Protagonisten des Films sowie Vertreterinnen und Vertreter jenischer Verbände aus vielen Ländern sind angereist. Großes Hallo, die Stimmung ist ausgelassen.

Wenn man so will, ist Innsbruck an diesem Tag im Oktober die Hauptstadt des jenischen Europas: Die Initiative Minderheiten Tirol hat bereits zum sechsten Mal den Jenischen Kulturtag organisiert, er soll Kultur, Geschichte und Gegenwart der Jenischen sichtbar machen, über die die breite Masse bis heute wenig mehr weiß als das, was jahrhundertlang an stereotypen Abwertungen reproduziert wurde und zu Verfolgung und Ausgrenzung geführt hat.

Er erkläre es den Leuten gerne auf die pragmatische Tour, hat Marco Buckovez kürzlich in einem Interview gesagt: „Wenn du uns jetzt böse anreden willst, dann sagst du zu uns ‚Wei-

ßer Zigeuner““. Dann wüssten die meisten erstmal, „um was es geht“. Buckovez ist Obmann des Vereins Jenische in Österreich, der sich seit rund einem Jahr um deren Anerkennung als Volksgruppe bemüht, der STANDARD berichtete. Mehrfach sind Buckovez und Verein-Mitgründerin Heidi Schleich seither zu Gesprächen nach Wien gefahren, zuletzt zu einem Treffen mit Vertretern der zuständigen Sektion II des Bundeskanzleramts. Fazit: „Ernüchternd“, so Buckovez zum STANDARD. Denn es sei bisher „nichts weitergegangen“, auch zu einem Gespräch mit Integrationsministerin Susanne Raab sei es nicht gekommen.

Raab war zur Frage, wie es um die im schwarz-grünen Regierungsprogramm festgeschriebene „Prüfung der Anerkennung der

Jenischen“ steht, auch für den STANDARD nicht erreichbar, mehrere Anfragen dazu wurden von ihren Pressesprechern ignoriert. Laut Buckovez und Schleich ist es in den bisherigen Gesprächen vor allem um die Suche nach einem Konzept für den Anerkennungsprozess gegangen – bislang ohne Ergebnis.

„Die Prüfung der Prüfung wird noch geprüft“: So kommentiert das die Kärntner Schriftstellerin Simone Schönnett und spricht von einer „fortwährenden Hintansetzung“. Schönnett, 1972 in eine jenische Familie geboren, hat bereits um die Jahrtausendwende zusammen mit Schriftstellerkollegen wie dem früh verstorbenen Romed Mungenast den Jenischen Kulturverband gegründet. Die Anerkennung der Jenischen war auch damals schon ein erklärtes Ziel.



Foto: Alena Klingner / Initiative Minderheiten

Als „Fahrende“ werden Angehörige der Jenischen wegen ihrer nomadischen Lebensweise bezeichnet. Viele wurden jedoch in die Sesshaftigkeit gezwungen.

Kritik kommt auch von den Grünen: „Uns geht das auch zu langsam“, sagt die grüne Minderheitensprecherin Olga Voglauer. „Es ist sehr klar definiert, was in Österreich eine Volksgruppe ist. Und wir haben ja am Beispiel der Roma ein Modell, wie wir zur Anerkennung kommen können.“ Dass es sich dabei um eine Minderheit handelt, die nicht auf ein bestimmtes Siedlungsgebiet beschränkt ist, galt „damals die große Ausnahme“, sagt die Politikwissenschaftlerin Erika Thurner. Auch insofern könne die Anerkennung der Roma als Modell für jene Jenischen gelten.

Dadurch, dass es das Anliegen der Jenischen ins Regierungsprogramm geschafft habe, habe sich ein „historisches Zeitfenster“ geöffnet, sagt Schönnett. Und es sei zu hoffen, dass sich dieses Fenster nicht ohne Ergebnis wieder schließe.

Die Schweiz ist das einzige Land in Europa, in dem die Jenischen als Volksgruppe anerkannt sind. Dazu brauchte es zunächst „nur“ ein verbales Bekenntnis der Politik, so Willi Wottreng am Jenischen Kulturtag. Das Ringen um Rechte sei erst danach so richtig losgegangen, so der Geschäftsführer der Radgenossenschaft der Landstraße, Dachorganisation der Schweizerischen Jenischen und Sinti. Auch wenn viele Probleme noch die alten seien, könne man heute „mit mehr Würde, Selbstbewusstsein und Stolz auftreten“. Dass in Österreich Schritte unternommen werden, wird von den Schweizer Jenischen begrüßt: „Das hilft auch den Bestrebungen in anderen Ländern und trägt dazu bei, uns als transnationale Volksgruppe zu stärken.“